

ULRIKE BOROWCZYK

Schon als Kind hat sich Connie Roters gern Geschichten ausgedacht. Nach vielen beruflichen Umwegen ist die Berlinerin schließlich Schriftstellerin geworden. In ihren authentischen Krimis um Hauptkommissar Stefan Breschnow gibt die ehemalige Sozialarbeiterin den Verlierern der Gesellschaft ein Gesicht. Connie Roters schildert nicht nur ihr Milieu eindringlich, sie zeigt auch sonst die dunklen Seiten von Berlin. Im brandneuen vierten Fall „Tödliches Vergessen“ geht es um tote Obdachlose. Zudem bekommt Hobbylyriker und Berufstrinker Breschnow Alkoholverbot.

Berliner Morgenpost: Was hat Sie dazu bewegt, einen Krimi über Obdachlose zu schreiben?

Connie Roters: Das Thema hat mich schon länger interessiert. Dann habe ich im Radio ein Interview mit Dieter Puhl gehört, dem damaligen Leiter der Bahnmissionsmission am Zoo. Er sprach über demente Obdachlose, die durch den Tiergarten irren. Das war die Initialzündung für den Roman. Was mich dabei besonders getriggert hat, war meine demente Mutter, die zuletzt wohlbehütet in einer Demenz-WG in Pankow lebte. Wenn sie nicht das Glück gehabt hätte, familiär und finanziell abgesichert zu sein, wäre sie vielleicht eine der Obdachlosen im Tiergarten gewesen.

Was ist Ihnen an diesem Thema besonders wichtig?

Mein Impuls war der, den Obdachlosen eine Stimme zu geben. Wir registrieren sie als normalen Teil des Alltags. Als ehemalige Sozialarbeiterin habe ich aber noch einen anderen Blick darauf und frage mich: Woher bekommen sie Hilfe? Mir war nicht klar, dass demente Obdachlose keine Hilfe finden. Wer keine Meldeadresse hat, kriegt keinen Heimplatz. Sinngemäß hat Dieter Puhl gesagt, sie würden ganz erbärmlich verrecken. Obdachlosigkeit ist nämlich ein Fulltimejob. Man muss schließlich etwas zu essen finden, einen geschützten Schlafplatz und vieles mehr. Ich habe da aber nur einen Aspekt herausgegriffen, weil ein Krimi Stringenz braucht.

Auch auf der privaten Ebene wird ein gesellschaftliches Problem ausgelotet: Kommissar Breschnow kämpft mit einem Alkoholentzug, den er nicht freiwillig macht. Warum haben Sie ihm diesen Kampf verordnet?

Eigentlich war es von Anfang an klar, dass es darauf hinausläuft. Da Stefan Breschnow Teil einer Krimireihe ist, muss sich die Figur entwickeln. Wenn er sich dem Alkoholismus ergeben hätte, wäre er gestorben oder zumindest als Kommissar entlassen worden.

Haben Sie zu der Problematik recherchiert?

Ich hatte einen Berater, einen ehemaligen Polizisten, der freigestellt war. Er war trockener Alkoholiker und ist von der Polizei weg, um sein Problem in den Griff zu bekommen. Ich kann mir gut vorstellen, dass man zum Alkohol greift, wenn man permanent in diesem Dreck, also der Kriminalität, rumwühlt. Dazu kommen noch die Zwölf-Stunden-Schichten und die Gefahr, mit der man konfrontiert wird.

Sie hatten eigentlich eine Ermittlerin im Sinn, als Sie anfangen Krimis zu schreiben. Nun steht Kommissar Breschnow im Mittelpunkt. Warum haben Sie Ihre Meinung geändert?

Es sollte ursprünglich eine Frau sein. Ich hatte mir schon hier und da Eigenschaften für sie aufgeschrieben. Doch auf einmal stand der Kommissar vor mir. Hager und nicht sonderlich schön. Ich dachte nur: Das ist er! Ich fand es früher blödsinnig, wenn Autoren so etwas erzählt haben. Plötzlich war es aber so. Das ist mir nur dieses eine Mal passiert. Wenn ich heute Figuren entwickle, denke ich sie mir aus und gehe länger mit ihnen und ihren Eigenschaften schwanger.

Ihr nun trockener, vormals trinkender und dichtender Breschnow erinnert ein wenig an den irischen Ermittler Jack Taylor aus den Krimis von Ken Bruen. War er Pate für die Figur?

Nein. Das war Henning Mankells Kommissar Wallander. Vor meinem ersten Buch hatte ich den Wunsch, wenn ich schreibe, dann in der Tradition der nordischen Krimis. Also atmosphärisch düster, realitätsnah und gesellschaftlich relevant.



Autorin Connie Roters war unter anderem Sozialarbeiterin, bevor sie nach einem Volkshochschulkurs begann, Krimis zu schreiben. FOTO: REBEKKA BRATHER

Ein neuer Fall für Kommissar Breschnow

Connie Roters' Berlin-Krimis erzählen von Menschen im Alltag der Stadt. Ihr neues Buch „Tödliches Vergessen“ handelt von Obdachlosen

Warum haben Sie das Genre Krimi ausgewählt?

Ich lese sowieso gerne Krimis aus der ganzen Welt. Sie haben alle ihr eigenes Flair und ihren gesellschaftlichen Hintergrund. Das einzige, was ich nicht mag, sind kulinarische Krimis und Cosy-Krimis. Außerdem finde ich, dass die Kriminalliteratur ein wunderbares Medium ist, um die Gesellschaft zu spiegeln. Da ist das alte Soziologenherz in mir und die ehemalige Journalistin, die gerne etwas sichtbar machen möchten. Als Sozialarbeiterin habe ich mir zum Beispiel immer gewünscht, dass traumatisierte Menschen sichtbar wären. Der Krimi ist ein wirklich geeignetes Medium dafür. Eine spannende Geschichte trägt auch schwere Themen und fängt die Leser trotzdem ein.

Sie wählen oft harte Stoffe. In Ihren Krimis geht es etwa um traumatisierte Soldaten oder Rechtsextremismus. Zum Teil richtig starker Tobak. Gibt es da auch mal ein Feedback von Ihren Lesern?

Das ist positiv. Selbst beim Vorgänger „Das tote Kind im Wind“, der sicherlich der stärkste Tobak war. In den Rückmeldungen haben mir die Leser geschrieben, einige

Szenen seien durchaus emotional schwer erträglich gewesen. Aber es sei ein spannender Krimi und nie langweilig.

Wie gehen Sie selbst damit während des Schreibens um?

Die Themen, über die ich bisher geschrieben habe, haben mich meist nicht so tief berührt, weil ich sie kannte. Mein Vater war Berufssoldat. Daher wusste ich von traumatisierten Soldaten. Und als Sozialarbeiterin habe ich Jugendliche erlebt, die nicht ins Leben finden. Anders war es bei den toten Kindern. Da konnte ich die heftigen Szenen nur stückweise schreiben und habe viel mit Freunden darüber geredet.

Sie hatten etliche Berufe, darunter Journalistin und Veranstalterin für Kleinkunst, bevor Sie Sozialarbeiterin wurden. Wie kam es dazu?

Irgendwann wusste ich, dass ich keine Familie gründen will, sondern arbeiten und ganz viele verschiedene Dinge kennen lernen möchte. Dann bin ich jemandem begegnet, der Menschen mit Handicaps betreut hat. Was er erzählte, hat mich inspiriert. Es hat mich aber auch gedrängt, in die

Die Autorin:

Connie Roters

Geboren wurde Connie Roters 1958 im Oldenburg. Als sie elf Jahre alt war, zog die Familie nach Rheinland-Pfalz. Nach einer Lehre zur Handelsfachpackerin machte sie Abitur und zog mit 21 Jahren nach Berlin. Sie studierte Germanistik, Publizistik und Soziologie. Arbeitete anschließend in verschiedenen Berufen, unter anderem als Modellbauerin und Innenrequisiteurin beim Film, bevor sie Sozialarbeiterin wurde. Vor knapp zehn Jahren machte sie ihre Berufung zum Beruf. Seitdem arbeitet sie als Schriftstellerin an ihrer Krimireihe um Hauptkommissar Breschnow. Pandemiebedingt ist der neue, vierte Fall „Tödliches Vergessen“ (Parlez Verlag, 370 Seiten, 16,90 Euro) ihr erstes Buch ohne Premierenlesung. Deshalb hat der Verlag ihr einen Wunsch erfüllt: Der Krimi erschien letzten Mittwoch am Geburtstag von Connie Roters.

ser Gesellschaft tätig zu sein. Mit einer Umschulung zur Erzieherin und meinem Soziologiestudium bin ich dann Sozialarbeiterin geworden.

Sie haben 20 Jahre lang in Heimen und Krisenzentren gearbeitet. Warum haben Sie aufgehört?

Ich fand die Jahre sehr bereichernd mit all den durchgeknallten Jugendlichen, in denen ein großes Energiepotential steckte, das fehlgeleitet wurde. Es gab aber auch Tage, an denen ich mir gesagt habe: Jetzt reicht es! Dann hatte ich 2009 einen Burnout. Danach habe ich mir eine einfachere Arbeit gesucht in einem Neuköllner Nachbarschaftsheim mit ganz normalen Erwachsenen.

Wie sind Sie schließlich zum Schreiben gekommen?

Das Schreiben hat mich seit meiner Jugend begleitet. Es ging aber bei meiner 50- bis 60 Stunden-Woche nicht nebenher. Nach meinem Burnout habe ich etwas gesucht, bei dem ich Kraft schöpfen konnte. Gefunden habe ich den Kurs „Kreatives Schreiben“ in der Volkshochschule Neukölln, den ich gleich drei Mal besucht habe. Mein erster Krimi „Tod in der Hasenheide“ beruht auf einer Geschichte aus diesem Kurs. Ich weiß noch, dass ich stolz wie Bolle war, als ich hundert Seiten zusammen hatte. An eine Veröffentlichung habe ich da noch gar nicht gedacht. Ich wollte das für mich machen.

In Ihren Büchern zeigen Sie stets die Schattenseiten von Berlin. Mögen Sie die Postkarten-Motive nicht?

Ich finde ein verfallendes Industriegebiet viel spannender und interessanter als einen durchsanitierten Kiez. Es hat mehr zu erzählen. Auch, wenn ich da nicht wohnen möchte. Bei Menschen geht es mir ähnlich. Ich bin nicht nur ein erster, sondern auch ein fröhlicher Mensch, fühle ich mich aber zum Morbiden, Kaputten hingezogen.

Sie selbst leben seit über drei Jahrzehnten in Neukölln. Und zwar in der Hipster-Hochburg Nord-Neukölln. Wie haben Sie den Wandel Ihres Kiezes in den letzten Jahren wahrgenommen?

Als ich dorthin zog, gab es günstige Wohnungen, aber auch ein friedliches Miteinander und Nebeneinander von verschiedenen Gruppen. Es war eine interessante Zusammensetzung. Dann sind die Hipster über den Bezirk hergefallen, die Mieten wurden unbezahlbar und das Miteinander ist verloren gegangen. Wie auch der Charme. Jetzt ist Neukölln ein normaler Bezirk wie alle anderen.